

## Vorwort zur dritten Auflage.

**A**uf Anregung meines Verlegers habe ich vor zwanzig Jahren aus meinen damals vorliegenden Schriften diesen Auszug für die reifere Jugend gemacht. Er fand Beifall, so daß der Verleger seither mehrere Bücher für die Jugend (aus meinen Werken gezogen) in die Welt geschickt hat. Mittlerweile ist von der vorliegenden Sammlung „Aus dem Walde“ eine dritte Auflage nöthig geworden. Ich habe an derselben ein paar weniger passende Stückchen gegen lustigere und erbaulichere ausgewechselt, Manches sorgfältiger in Form gebracht, im Uebrigen aber nichts geändert. War das Buch der Jugend und ihren Leitern bisher recht, so soll es in seiner Art verbleiben.

Die jungen Leser der ersten Auflagen, welche mittlerweile vielleicht glückliche Familienväter geworden sind, haben neue Gelegenheit, das Büchlein in verjüngter Gestalt ihren Kindern in die Hand zu geben. In der Zeiten Wechsel ist Eines beständig geblieben: Der Jugend Freude an Wald und Natur, und an guten heiteren Menschen.

Graz, im Frühjahr 1892.

P. K. Rosegger.

## Das Holzknechtshaus.

Eine Erzählung aus den Alpen.



ahrhaftig, wenn um die Hütte nicht einzelne, gelbe, geringelte Ahornblätter herum gelegen wären, man hätte gemeint, es sei ein Juni-Abend.

Dieser Flechten- und Moosteppich, der sich so wunderbar sorgsam über Erde und Gestein hinzog, und sich so innig an alle Glieder des Waldes schmiegte, mußte von den fleißigen Rosenfingern des Mai gewoben sein. Die hohen Fichten und Tannen hatten noch keine einzige ihrer Millionen Schmucknadeln, die sie vom Frühling bekommen, weggeworfen sie standen gar stolz da in ihren dunkelgrünen Mänteln, jeder hatte eine Krone auf, und sie standen so nahe beisammen

daß sie ihre Arme ineinander verschlingen konnten. Selbst die kahlen Stämme, vom Boden bis zu den ersten Nestern hinauf, hatten ihren Schmuck; ihre grauen und braunen Rinden waren so nett und verschiedenartig gezeichnet und geschnitz, daß man meinte, die ganze Weltgeschichte sei in Holzschnitt da. Die kleine Wiese zwischen den hohen Bäumen, die rechts am Bache liegt und bis zur Hütte herausgeht, wollte heuer auch noch Gutes thun; sie trieb mehr des jungen Grases, als die zwei weibenden Ziegen verzehren konnten, und am Rande des Wassers hatte sie einen zierlichen Wald von Farnkräutern. Wie war denn dem kleinen Acker jenseits am Rain, den der Mirtl (Martin) durch Art und Brand der Wildniß abgerungen, bis er, sorglich gepflegt, statt wildes Gesträuche volle Garben gab? Ihm war, als habe er noch zu wenig des Brotes gespendet, und er trieb neue Keime.

Es war wie an einem Juni-Abend, aber viel stiller und feierlicher; man konnte es weithin hören, wenn ein Ast senkte. — Ein alter, wohlthätiger Ahorn stand auch im Gebirgsthal, aber er hielt sich hinter die drei Tannen, welche die Hütte, Mirtl's Daheim, beschützten, verborgen, weil er keine grünen Blätter mehr hatte; diese waren ihm gestorben und abgefallen und nun hüpfen sie wie Gespenster in allen Farben und Ringelformen im Thale aus und ein. Es kam heute dann und wann ein leiser Windstoß in das Thal, die Wolken waren weiß und „lämmerlt“ und gingen schnell über das kleine, von hohen Bergen begrenzte Stück Himmel dahin und vom Hochwald hernieder rauschte es.

Im Thale begann es bereits zu dämmern und der Mirtl saß auf dem Bänklein vor der Hütte und schärfte seine Art mit einem Schiefer und befestigte sie dann an der Kraxen (Trage von Holz), auf welche bereits Mehlsack,

Schmalzbutte, Hasen, Pfanne und verschiedene andere Gegenstände, wie sie der Holzknecht die Woche hindurch auf dem „Schlag“ benöthigt, gebunden waren. Mit dieser Beschäftigung fertig, stellt Mirtl die Kraxe in die Hütte, setzt sich behaglich auf die Bank, und schlägt Feuer für sein Abendpfeifchen.

Mittlerweile hatte sein Weib die Ziegen, die schon lange um die Hütte herum und sogar rückwärts auf das schiefe Rindendach gestiegen waren, in den Stall gethan, und war eben beim Melken für Abendsuppe und Frühstück, wenn der Mirtl morgen fortging. Dabei sang sie einen „Almer“, den der Holzknecht vor dem Häuschen mit einer nicht unebenen Baßstimme schmunzelnd begleitete, bis ihm derweil sein Pfeifchen ausging.

Plötzlich klopfte es von innen an das kleine Fenster und hinter dem Glas wurde das gemüthliche Gesicht eines alten Mütterchens sichtbar: „He, Mirtl, wo sind denn heut die Kinder so lang; geh', schau ein wenig und bring sie heim; 's geht der Wind rechtshaffen kalt.“

„Nun, wird Euch schon zeitlang, Mutter!“ entgegnete der Angesprochene, indem er aufstand, die Finger in den Mund steckte und pfiß. Nur der Wald gab Antwort, sonst blieb es still, bis Mirtl den Ruf wiederholte.

„Was hast denn, Mirtl, sind leicht die Kinder noch nicht da?“ schrie die Melkerin vom Stall hervor; aber der Mann war schon auf und fort, er erinnerte sich, daß die Kleinen seit frühem Nachmittag nicht mehr um die Hütte gewesen. Es war schon dunkel. Auf der Wiese stand er still und blickte umher und horchte. Vom Lahnkogel hörte er das Bellen eines Rehens und im Hochwald rauschte der Wind. Sonst war alles ruhig.



Dem Manne wurde bang, er pfiß noch einmal, dann rief er: „Hans! — Zuler!“

Ach, der böje Wald, wie er immer höhrend nachsprach und wie er so schwarz dalag, und geheimnißvoll, als berge er Unglück in sich.

Mirtl eilte nun weiter; er lief gegen die Schlucht und rief in Einem fort

die zwei Namen. Vergebens. Es wurde finster. Der Holzknecht betete: „Jesus Maria!“ in seinen Gedanken und dann wurde ihm leichter und er dachte, es werde doch nicht sein. Aus der Schlucht hörte er das Rauschen des Bächleins, das dort einen Wasserfall bildete.

Und mit dem Wasserrauschen schlug plötzlich — aber es war nur kurz — der Laut einer Kinderstimme an sein Ohr. Dann horchte er und pfiß und schrie und hörte nichts, als Wind- und Wasserrauschen. Mirtl eilte in die Schlucht und auf einmal — o, welch freudiges Aufwallen und Entzücken — ganz nahe hörte er die wohlbekannten fröhlichen Kinderstimmen. Sie saßen am Bach; die Kleinen schienen es gar nicht zu bemerken, daß sich darin schon die Sterne spiegelten — so beschäftigt waren sie, aus den Steinchen und Holzstückchen ein Häuslein zu bauen und eine

Mühle, wie sie der Anbauer weit draußen im Dorfe hatte, bei dem sie schon einmal gewesen waren, als der Vater Korn hinaus- und Mehl hereintrug und sie mitgenommen hatte. Jetzt wollte der Knabe auch noch das Wasser in die Mühle leiten, er war ja Müller und das Schwesterchen, das war der Vater, der das Korn brachte — he da! rief er, da stand er vor ihnen. „Wart' ich werd' Euch helfen, wenn Ihr nit heimgehen wollt; marsch, gleich auf der Stell'! Wißt Ihr nit, wann es Zeit ist und wo ihr hing'hört — ich möcht gleich die Ruthe nehmen!“

So zürnte der Vater und die Kinder rafften sich erschrocken auf. Sie hatten früher seine Stimme ja nicht gehört, weil das Wasser rauschte und jetzt sahen sie erst, daß es bereits finster war. Sie hatten ihn böse gemacht, wußten sich keinen Rath und schluchzten. Aber der Mann hob jetzt die Kleinen an seine Brust und ohne ein Wort mehr zu sprechen, hielt er sie fest — fest. — Sie waren ja sein Alles — sie waren sein Alles auf Erden!

So trug er sie nach Hause, und daheim am Herdfeuer wurden die nassen Kleider der Kleinen und das Auge des Mannes bald wieder trocken. — Der Wind rüttelte am Fenster und bei der Abendsuppe — die den Kleinen heute doppelt schmeckte, weil ja auch der Vater wieder gut war und ihnen erlaubt hatte, morgen wieder in die Schlucht gehen zu dürfen, nur nicht so lange — meinte nun Mirtl, das würde schlecht Wetter machen, dann werde es diese Woche zum Holzen.

„Das ist mir schon allemal zuwider, wenn es zum Holzen ist!“ sagte das Weib halb wehmüthig, halb unmüthig, „man muß sich die ganze Wochen grämen; 's vergeht halt doch kein Jahr, daß nit ein Unglück geschieht!“

„Geh', geh', Waberl (Barbara), denk' auf den Obern!“  
 „Vergiß das Zellerkreuzl (ein Kreuzchen aus Mariazell) nit, Mirtl!“ mahnte die Großmutter, während sie die Kinder auszog und dieselben dann ins gemeinsame Bettchen an der Ofenbank brachte.

„Und sonst fehlt nichts daheim?“ fragte der Holznecht, indem er die braune Schwarzwälderuhr aufzog; — „daß ich nichts vergeß', morgen muß ich zeitlich auf — ein Salz ist noch?“

„Na, das werd' ich schon machen, Mirtl; schau, daß Dir nichts abgeht. Nimm den Lodenrock und ein wenig Branntwein mit. Da steck' ich Dir einen englischen Balsam und eine Kräutersalben ein, daß Du im Fall doch was nehmen kannst. Den Tabak hast?“

„Bei Leib, den vergiß ich nit. Wenn ich nur einen Tabak hab', ums Andere frag' ich nit viel. Eines muß ich Dir noch sagen, Waberl: gieb auf die Kinder acht — schau, ich bin heut so sterbens erschrocken, wie ich sie nit gleich gefunden hab', 's kann bald was sein! Und noch was, diese Wochen ist Niklo, draußen im Kasten unter'm Korn hab' ich Aepfel und ein paar Lebzelten, die steckst den Kindern in die Schuh' und der Mutter hab ich ein Kopftuch kauft, das legt ihr auf's Fenster neben ihrem Bett. — Und Du Waberl, kriegst zum Niklo erst Samstag was, wenn ich heimkomm.“

Bald darauf war der Kienspan im Holznechthäusel verloschen. —

Julerl wurde zuerst wach. Sie sah, wie es so licht war in der Stube und draußen, und alles so weiß. Sie wußte es gleich, sie sah es ja, wie sie noch immer herabfielen, die weißen Vögelchen. Sie hüpfte vor Freude im Bettchen und zwickte den Hansl, daß er auch erwache und flüsterte ihm



(Zu Seite 9.)

ins Ohr: „A Schneewerl hat's g'schneibt, a Schneewerl hat's g'schneibt!“

Und als die Kinder angezogen waren — Zulerl durfte heute das neue Lodenjüpl, das sie von der Pathin im Dorf erhalten hatte, tragen — warteten sie gar die Suppe nicht ab, so eilten sie in den schneidenden frostigen Tag hinaus. Der Knabe wollte des Vaters Griesbeil nehmen, weil es spizig war und mit demselben allerhand Dinge auf den feinen Schneegrund zeichnen; aber das war schon in aller Früh mit dem Vater fort, weit hinaus in den großen Kaitschlag, wo heuer der Baron Wald schlagen ließ und dreißig Holzknechte beschäftigte. Das war ein wahres Vergnügen für die Kleinen, wie sich ihre Fußtrittchen und Finger so rein und nett in den weichen Schnee eindrückten und wie sich aus demselben allerlei Männlein formen ließen, die sie auf die Bank stellten, wo sonst der Vater so gerne saß. Viel Spaß machten die großen Flocken, die langsam um die dunklen Tannen tanzten und von denen Zulerl kaum erwarten konnte, bis sie herabkamen. Dann langte sie mit den Händen nach demselben oder hielt wohl gar das Gesicht so, daß die kalten, wunderlichen Blättchen auf ihre rothen, warmen Wangen fallen konnten, bis Großmutter sagte, daß das gar nicht gesund sei. „Mußt die Flankerln in Ehren halten, Kind,“ sagte sie dann noch, „das sind Brieflein, die der liebe Herrgott im Himmel oben schreibt und zu den Menschen herab fallen läßt, daß sie auf ihn nit vergessen!“

Das fand nun das Mädchen so merkwürdig und lieb, daß sie es gleich dem Hansl sagen ging, worauf dieser nach einer recht großen Flocke haschte, um einmal ordentlich zu untersuchen, was denn darauf stände; aber sie zerging ihm in der Hand und er hatte nur einen hellen Wassertropfen.

Als die Mutter auf den Mittag Feuer anmachte und über das Dach des Häuschens blauer Rauch stieg, dachte sich Zulerl, daß das eigentlich nicht sein sollte, weil dadurch die Himmelsbrieflein schwarz würden.

Das Schneien hielt an und die Kinder waren schon ganz naß, als sie die Großmutter zu Mittag in die Hütte brachte. Sie selbst fühlte Frost und bat die Waberl, ihr die Suppe heute an ihr Ofenbänklein zu bringen.

Nach dem Essen, als Waberl im Stall und am Herd fertig war, brachte sie einen Strohschub und einen Bund Weidenruthen in die Stube. Daraus flocht sie Brot-, Zeug-, Näh- und Strickkörbe, welche sie recht geschickt und zierlich zu formen verstand und welche für den Winter ihren Erwerb bildeten. Weit draußen, wo die hohen Berge aufhörten und die Würz floß, wuchsen die Weiden und Wirtl brachte, wenn er von der Rait kam, immer einen Bund davon mit.

Die Kinder mußten Späne klieben und das Mädchen versuchte sich mitunter auch im Flechten, was aber immer viel zu locker wurde, weil seine Finger noch zu schwach waren. Der Hansl machte sich an die Großmutter; sie sollte wieder Märchen erzählen, oder sonst was, sie konnte es so schön, daß man sich gar nicht satt hörte und die Kinder aufjubelten oder sich nach Umständen wohl gar zu fürchten anfangen.

Die Großmutter wußte Sachen, die wahr waren und sich in der Gegend zugetragen hatten.

Wie's draußen aussah, das wußte sie freilich nicht; sie war ihr ganzes Leben in diesem Thale und kam nie weiter, als ins Dorf und zur Kirche hinaus. Nur einmal, als sie noch jung war, und draußen in Zell eine „Chrmesse“ (Primiz) gehalten wurde, war sie mit ihrem Manne dort. Das war so weit, daß sie unterwegs einmal bei fremden Leuten über

Nacht bleiben mußten. Sonst hatte Großmutter von der Welt nichts gesehen und meinte, es werde auch nirgends so schön und gut sein, als daheim im kleinen Thal bei den hohen Bergen. — Ihr Vater soll das kleine Haus vor der Schlucht, deren Felsen vor Wind und Wetter schützten, erbaut und sich von Wurzelgraben ernährt haben. Als er starb, erhielt sie das Häusl und heiratete einen jungen Mann, der oft in die Gegend kam, allerlei Kräuter sammelte und aus den Ameishaufen den „Waldranch“ herzog; mit letzterem betrieb er Häusirhandel und setzte dieses Geschäft fort bis zu seinem Tod. Es war schon manches Jahr um, seitdem man ihn aus der Hütte fortgetragen hatte, da übernahm der einzige Sohn, der Wirtl, die Wirthschaft.

Aber der Wirtl befaßte sich nicht mehr mit den Wurzeln und Kräutern, sondern machte ein Flecklein Wald urbar, worauf Korn und Erdäpfel wuchsen. Am Bache, wo Wachholder und Hagebuttensträucher wucherten, haute er diese aus und verbrannte sie an der Stelle, damit durch das Feuer auch die Wurzel getödtet werde. Darauf grub er den schwarzen Grund um und legte Gras- und Kräuter samen hinein, so daß in zwei Jahren fußhohes Futter wuchs. Nun brauchte er die Ziegen nicht erst in den Wald fortgehen zu lassen, um sie den Gefahren vor Jägern und wilden Thieren oder eines Absturzes auszusetzen.

Wie Wirtl dann seine kleine Wirthschaft im Gedeihen sah, heiratete er ein armes Mädchen von Marwänden herüber, und die junge Hausfrau legte auch noch einen Gemüsegarten an und putzte das Häuschen heraus, daß es eine Freude war.

Da kam eines Tages der herrschaftliche Förster in das Thal und sah sich die Sache an und fragte den Wirtl, wer ihm denn erlaubt habe, hier auf fremdem Grund und Boden

so zu wirthschaften? Der Wald und das Thal und alles gehöre dem Baron von Scharfenthal und die Hütte stände nur aus Duldung da. Wollte er, der Wirtl, hier anbauen, so habe zwar der Baron nichts dagegen, nur müsse er sich zur Robot in den herrschaftlichen Waldungen auf zwei Tage in der Woche verpflichten. Das hatte nun Wirtl zusagen müssen, sonst wäre ihm alles weggenommen und zerstört worden.

Da nun aber draußen an der Würz, wo der Baron Werke und Hämmer hatte, viel Holzkohlen verbraucht wurden, nahm der Waldherr Holzleute auf und schickte sie mit glänzenden Aexten in seine Urwälder.

So hatte auch Wirtl — der nun nicht mehr gezwungen war, bei der alten Mutter zu Hause zu bleiben, weil sie und auch das Hauswesen die arbeitsame Waberl versorgte — im „Schlag“ Arbeit erhalten; für die zwei Tage war er „verpflichtet“, für die vier übrigen erhielt er den Taglohn. Es that den Leuten daheim in der Hütte recht weh, wenn sie an den Hausvater dachten, der mit Schweiß und Lebensgefahr bei karger Kost die langen Tage draußen waltete und sich opferte für die wenigen Groschen, die er freudig seinem Daheim brachte, und zum Vortheile eines reichen Mannes, der mit dem abgekargten Lohn des Arbeiters seine Hunde fütterte.

Waberl blickte trüb in den schneidenden Nachmittag hinaus. Sie ließ ihr Flechtwerk ruhen, sie flocht und wob ihre Gedanken in den Winter, in die traurige Zeit, die heuer so lange ausgeblieben und nun doch gekommen war.

„An was denkt ihr denn, Mutter; leicht daß der Winter viel schöner ist, wie der Sommer?“ Das sinnende Weib gab dem Knaben, der so sagte, keine Antwort und mußte erst lächeln, als dieser mit der schwarzen bestaubten Zither kam,

die sonst immer an der Wand neben dem Bette hing: „Ihr werdet gewiß das schöne Lied vom Häuserl im Oberland vergessen; möcht's recht gern lernen — spielt's doch wieder einmal!“ Und Waberl spielte. Sie spielte die melancholische Weise eines Liedes, das einen traurigen Inhalt hat und bemerkte es nicht, daß die Saiten verstimmt waren. Als Waberl damit zu Ende, ging sie, der Großmutter einen Strohpolster unter das Haupt zu legen, weil diese bei ihrer Ofenbank eingeschlafen war.

Nun mußten die Kinder mäschenstill sein und sie schliefen auf den Zehenspitzen in das Vorhaus, wo sie wieder laut plaudern und scherzen konnten.

Am nächsten Tage blieb die Großmutter im Bett, weil sie, in Folge der kleinen Verkühlung gestern, ein wenig unwohl war. Sie war aber recht heiter und unterhielt die Kleinen, die heute doch nicht mehr ausgehen konnten, denn der Schnee war schon zu tief geworden.

Die langen Aeste der Tannen hingen schwer nieder und die Zaunstecken des Gärtchens hatten hohe Hauben auf. Nur zur Noth ließ sich der Schnee noch anfassen, wenn Waberl vom Bächlein Wasser holen wollte.

Das Bächlein war auch schon so verschneit, daß man es gar nicht mehr sah und hörte, sondern es wie durch einen Canal still dahin sickerte. Sonst war das Wetter nicht kalt und es ging auch kein Wind, nur war der Himmel fortwährend grau und voll.

„Aber die Knecht' werden ja völlig nit arbeiten können,“ meinte Waberl zur Großmutter, indem sie mit einem Besen den Schnee von den Schuhenkehrte. „Dann kommt der Wirtl wohl gar noch vor dem Samstag,“ entgegnete diese, „das Holzen geht doch nie.“

Großmutter blieb im Bett, es wäre ihr nur ein wenig kühl und schwach und veräumen thäte sie ja nichts. —

So verging der erste Theil der Woche und als es Donnerstag Morgens wurde, war eine große Freude in der Hütte.

Die Kinder konnten in die Schuhe nicht hinein.

Oh, sie hatten gar nicht daran gedacht, oder hatten geglaubt, er könne in diesem Wetter doch nicht kommen. Es war Niklo, und der heilige Bischof war in der Nacht da gewesen und hatte Äpfel und Lebzelten in die Schuhe gethan und der Großmutter ein schönes, buntes Kopftuch auf das Fenster gelegt. Zulerl getraute sich die rothen Äpfel gar nicht zu essen, sie meinte, es sei schade, weil sie im Paradies gewachsen wären. —

Allein, so selbige Freude heute auf den frischen Gesichtchen der Kleinen glänzte, so schwerer Kummer lag auf dem Herzen der Hausfrau. In tiefster Sorge stand sie mit der Schale Hollunderthee vor der kranken Großmutter und bot ihr zu trinken. Diese trank ein wenig und mußte immer wieder einschlafen, wenn sie geweckt wurde. Sie war so müde. Mitunter lispelte sie leise, daß ihr Sohn kommen möge, und daß ihr ein bißchen kühl sei. Dabei hatte sie eine glühende Stirne. Waberl legte der Kranken Sauerteig auf, daß die Hitze vergehe. Die Großmutter ließ es lächelnd geschehen, und einmal sagte sie, wie im Träumen, jetzt werde sie wieder jung und kriege rothe Wangen wie vor vielen Jahren, als sie den Josl zum Mann genommen. Er sei zwar schon gestorben, aber sie werde ihn doch wieder nehmen.

Ueber Nacht war sie so geworden und Waberl wußte sich vor Angst nicht zu helfen und sie ging in den Ziegenstall und weinte und betete, daß ein Schreckliches doch nicht über

ihr Haupt kommen möge. Mit Angst und Hoffnung sah sie dem Samstag entgegen. Wenn doch nur das Schneien aufhörte, daß nicht etwa alle Wege und Pfade — sie wagte das Weitere gar nicht zu denken — und der Schneefall dauerte fort.

Es waren keine großen, breiten Flocken mehr, die da fielen, nein, es war wie ein dichter Nebel und Staub, was nun niederging, daß man selbst die nächsten Bäume kaum sehen konnte. Das Bänklein vor der Thür war längst unter Schnee, und Waberl meinte bei sich, jetzt müsse es doch bald aufhören, denn über das Bänklein sei der Schnee sonst auch in dem tiefsten Winter selten gegangen. Die zwei Nebensterchen in der Stube, die gegen die Schlucht sahen, waren bereits verschneit und wenn man durch die anderen hinausblickte, hatte man die gleiche Schneehöhe mit den Fenstern, so daß der Hansl einmal verwundert ausrief: „Mutter, unser Haus ist in die Erden gesunken!“

So war es Freitag Abend geworden und das Schneien hatte endlich aufgehört. Nun, da man wieder klaren Blick hatte, sah man erst die ungeheueren Schneemassen, die im Sonnuntergehen gar golden schimmerten. Fremde Vögel flatterten auf den Bäumen umher, wie man sie sonst nie in der Gegend gesehen, und sie hatten ein gar eigenes Gezwitzchen.

Später wurde es ruhig und dann ging der Mond auf. Auch die Sterne sah man; es war eine heitere Nacht.

Waberl saß am Bette der Kranken und blickte traurig auf die abgespannten Züge. Sie schlummerte, nur als jetzt der Mondschein langsam auf ihre Wangen rückte, erwachte sie und lächelte ein wenig. — „Er sieht mich schon an,“ lispelte sie, „aber er hat ein so bleiches Gesicht. — Die Sonne, die möcht' ich wohl auch noch einmal sehen!“

Die Großmutter sagte dieses mit einem Ton, der die arme Waberl schier zum Tode erschreckte. Waberl verhüllte darauf das Fenster mit einem blauen Tuche, daß der Mond nicht so hereinscheinen konnte.

„Gelt, die Kinder schlafen schon?“ fragte dann die Kranke vollständig wach.

Sie ruhten neben in ihrem Bettchen und hielten sich umschlungen, wie zwei Engel.

Die Großmutter griff nach der Hand ihrer Schwiegertochter: „Waberl, sei nit traurig: 's geht alles gut aus. Noch verlaßt Euch die alte Mutter nit, schau, ich hab' Euch ja Alle gern. Bleibt nur so und schaut auf die Kinder, das bitt' ich Euch! —“

Waberl schluchzte, die Kranke blickte ihr starr ins Gesicht, dann kispelte sie schwächer: „Trinken!“

Die Tochter reichte ihr das Preiselbeerwasser, das kühlend und stärkend wirkt und die Greisin nahm ein paar gierige Züge. „Jetzt ist mir besser, viel besser,“ hauchte sie auf den Polster zurücksinkend — „geh', leg' Dich nieder, Waberl, bist auch müd'; ich werd's schon sagen, wenn ich was will.“

Bald darauf schlief sie ruhig ein.

Waberl horchte dem Athem, er war viel ruhiger und geregelter. 's wird doch wohl, dachte sich das besorgte Weib, mich dünkt 's wird ein wenig besser, — nein, da wär ich aber froh! 's wird doch wohl! und morgen kommt ja der Wirtl. — Sie besprengte nun die Schlafenden mit Weihwasser und machte ein Kreuz über alle drei. Bald darauf war der Kienspan im Holznecchthäusel verloschen.

Wie sie nun ruhten, die vier Menschenherzen und träumten freudig und bang — und die Wanduhr tickte und der Mond

strahlte — still durch die Fensterlein — da zog das Schicksal durch die Stube, drückte einen Fuß auf die Rippen der schlummernden Greisin und verhüllte das Antlitz. —

Ein leiser Windstoß, der am Fenster flirrte, weckte Waberl auf. Sie machte Licht, um nach der Kranken zu sehen. Diese schlummerte.

In der Stube war's kühl geworden, und Waberl wollte der Großmutter ihre Decke bringen; es mußte ihr kalt sein. Aber sonst hatte sie einen leichten Schlaf und keine Beschwerde im Athemholen.

So süß hatte Großmütterchen schon lange nicht geruht, nie in ihrem Leben. Sie war eingegangen zur ewigen Ruhe.

Der Kienspan flackerte roth und düster, als wollte er ein bleich gewordenes Antlitz wieder färben. . . .

Zulerl lächelte im Traum und schmiegte sich an den Hals des lieben Bruderleins. Und Waberl war hingefunken auf den Lehnstuhl und verbarg ihr Gesicht. Ihre Lippen zuckten, sie hatten keinen Laut, ihr Auge hatte keine Thräne — alles, alles im Herzen! —

Der Kienspan verlosch, aber die Kohle glimmte noch lange, wie das Gedenken der Liebe an ein verblichenes Herz.

— — — — —  
Sie todt, und begraben mit ihr im Schnee, getrennt von ihm und von aller Hilfe und von allem menschlichen Trost!

An den Fenstern blühten wundervolle Eisblumen und durch dieselben schimmerte die Morgenröthe.

Waberl ging und machte Feuer in dem Ofen und moff die Ziegen zur Suppe für die Kinder. Die Ziegen gaben heute weniger Milch als sonst; vielleicht, weil Waberl nicht sang? Als die Kinder erwachten, sagte sie, sie sollten heute still sein

und beten, es sei die Großmutter gestorben. Darauf durften sie die Leiche ansehen und Hansl sagte, sie sei nicht gestorben, sie sei ja noch da und schlafe nur. Dann küßte Waberl ihre Kinder und konnte endlich weinen.

Nun holte sie ihren Wachsstock aus dem Kasten hervor und als sie die Leiche mit einem Leinen überdeckt hatte, zündete sie den Wachsstock an und stellte das kleine Crucifix dazu, das sonst auf dem Hausaltar stand. Dann that sie ihre Arbeiten, wie sonst jeden Tag und dachte fortwährend an den Abend, wenn er kommen und es sehen werde.

Draußen ging ein kalter Wind und segte an den riesigen Schneemassen und wehte ihn in alle Fugen und an die Fenster, daß es ganz dunkel wurde im Häuschen und das Wachlicht einen gar eigenen Schein an die Wand warf.

Die Kinder fürchteten sich und gingen zur Mutter in die kleine Küche. Dort kauerte sie am Herdfeuer und betete und die lustig flackernde Flamme heimelte sie an und erleichterte ihr Herz.

So erwarteten sie den Abend. Er kam, aber — Mirtl kam nicht. — Lange war die Stunde schon vorüber, um welche er sonst an die Thür klopfte, sein gutes Weib und sein liebes Mütterlein begrüßte, und die Kleinen an den Schnurrbart drückte. Heute war diese Stunde längst vorüber. Er konnte ja nicht kommen, es war unmöglich; der Schnee lag klastertief und vom Schlag bis zur Hütte hatte man im Sommer gute drei Stunden.

Vielleicht hatte er's versucht und es ging und er ist weiter gewatet und weiter, bis er immer mehr einsank, ermüdet ein wenig ausruhen wollte und einschlief und — verweht wurde. —

Solche Gedanken folterten das arme Weibeshertz. Waberl stürzte zum Fenster, riß es auf, als wollte sie zu Hilfe rufen

die Bäume, den ganzen Wald und Erde und Himmel! Dann schwankte sie wieder zur Herdlehne und zog die Kinder an die stürmende Brust, als seien sie nunmehr ihr Einziges und Allereinziges, an dem sie Gattentreue und Mutterverehrung, in unendlicher Kindesliebe vereinigt, zu verschwenden habe! —

Die Herdflamme war ausgegangen. Sie sah es nicht, sie hielt die Kinder in den Armen und barg ihr Gesicht in die jungen Pocken. — Da klopfte es an der Thür.

Waberl sprang auf: „Da ist er, Gott sei Lob und Dank!“

Sie zündete einen Span an und ging öffnen. Die Thüre wollte nicht aus den Riegeln; von außen drückte eine zu große Schneelast an dieselbe. Jetzt wich sie: „Endlich bist Du da, Mirtl, grüß' Dich zu tausendmal Gott!“ jubelte sie dem Eintretenden klagend entgegen. Dann stieß sie einen Schrei aus und der Span entfiel ihrer zitternden Hand.

Es war nicht Mirtl; es war ein fremder Mann!

Dieser sagte: „Beruhigt Euch gute Frau; ich bitt' Euch nur um ein Lager für diese gräßliche Nacht.“

„Ja bleibt, aber mein Mann — kommt er auch? habt ihn nit gesehen? wißt Ihr nichts von ihm? ich bitt' Euch!“ jammerte Waberl.

„Ich kenn' ihn nicht und hab auch Niemanden —“

„Ihr kennt ihn nit, meinen Mann, den Holzknecht Mirtl; ja, seid Ihr nit vom Dorf herein?“

„Mirtl! — vom Dorf, nein, nicht vom Dorf — der Holzknecht Mirtl ist Euer Mann?“

„Nit wahr, 's hat ihn nit verschneit! — oder hat's ihn? sagt es nur gleich heraus, ich ertrag' es schon — ich ertrag alles! — Alles!“

Die Kinder weinten. Der Fremde suchte das aufgeregte Weib zu beruhigen und sagte, daß Mirtl nicht todt sei, gewiß nicht, und daß er kommen werde, er habe ihn gesehen, auch gesprochen — im Schloß — im Dorf draußen, aber heute könne er nicht mehr kommen, heute nicht mehr. Grüßen ließ er sie. — Dabei war der Mann selbst sichtlich aufgereggt und schüttelte mißmuthig den Schnee von den Kleidern, lehnte den Stock und ein Gewehr an die Wand und warf den Hut mit seinem hohen Federbusch auf die Bank, welche ihm das nun etwas beruhigte Weib zum Niedersitzen hinstellte.

Der Fremde war ein großer, schöner Mann, in eleganter Jagdkleidung und mit langem Knebelbart, an dem noch Eis hing. Die Kleinen fürchteten sich vor ihm, bis er Jedem ein freundliches Wort gab.

Waberl stand am Herd und blies die Glut an. „Mögt Ihr doch eine Suppe?“

„Dank Euch, Mutter; hab ein bißchen Schnaps bei mir. Aber das ist Euch 'ne eigene G'schicht; hab's noch nicht erlebt so. Soll der Kuckuck alle Jägerei holen! 's war aber nicht so arg heut' Morgens, und neuer Schnee, sagt man, ist des Hasen Weh; 's ging auch ganz vortrefflich bis in den Mittag hinein und ich schieß' sogar ein Thier. Verkler ich Euch mein Gefolge und finde in diesem Höllengestöber die Spur von keinem. Meint ihr, der Hund käm' mir nach, oder ich hört' wenigstens 'nen Schuß — Nein. Ich geb' Nothschüsse und verpuff' mein Pulver bis auf den letzten Kern. Umsonst! Als ob sie Alle die Erd' verschlungen hätt', die Leute. Gab Euch ein gut Stück Arbeit, bis ich da vom Kamm 'rab komm! Ist doch der Schnee bald manns-tief! Fall ein Duzendmal bis unter die Arm' ein und wie's nun gar finster wird — mein' schon, 's ist aus mit mir —

seh' ich zum Glück das Licht Eurer Hütte. — Wie weit rechnet Ihr bis da zur Schlucht 'nein, Frau?“

„Mein Gott, hat unsere alte Mutter nit mehr braucht, als eine kleine Viertelstund'. —“

„Und ich wat' Euch gute zwei Stunden da 'raus. Ich spür' ja gar keinen Finger und keine Zehe mehr!“

„Zieht Ewere Schuh' aus und setzt Euch auf den Herd da — ich bring' Euch Schnee herein, der zieht die Gefrür (den Frost) aus — so! Aber zieht doch den Rock aus, er ist ja pritschlnaß, ich geb' Euch eine Zoppen von mein' Mann. — Aber, mich däucht, wann der Mirtl doch nur auch da wär!“

„Kommt morgen! Ein paar Schneereif', Frau, sind gewiß im Haus? ich zahl sie; sonst könnt ich kaum fort; es werden aber schon meine Leut' kommen.“

So wurde geholfen und gesprochen und berathen. Hernach aßen die Drei ihre Suppe und beteten laut ihr Tisch- und Abendgebet. Dem Fremden kam das recht eigen vor und wie die Kleinen so unschuldig aufblickten und nun noch ein Vaterunser für die Großmutter, die gestorben, und für den Vater, der nicht gekommen sei, beteten, bekam's ihn, wie ein Zittern im ganzen Leib, und als müsse er fort, in der Nacht noch, augenblicklich, und befehlen und erlösen. —

Nach dem Gebet fragte Waberl den Fremden, ob er gleich schlafen zu gehen wünsche, sie trage ihm Stroh in die Küche; oder ob er mit in die Stube gehen wolle, sie und die Kinder würden heute durch die Nacht aufbleiben, weil sie einen Todten hätten.

Das war eine neue Ueberraschung für den Mann und er wollte den Todten sehen.

Der Mann stand, fern von seinen Prachtgemächern und seinem Ueberfluß, in der Wildniß, mitten in einer Hütte voll Armuth und Noth und Grauen und starrte in das stumme Todtenantlitz der Greisin und in die abgehärmten Züge seiner Wirthin und in die frommen Engelsgesichtchen der beiden Kinder.

Es war ein tiefes Schweigen, ein allgewaltiger Augenblick — der Mann sank wie gebrochen auf einen Stuhl und verdeckte mit den Händen seine Augen, daß er nichts, gar nichts mehr sehe.

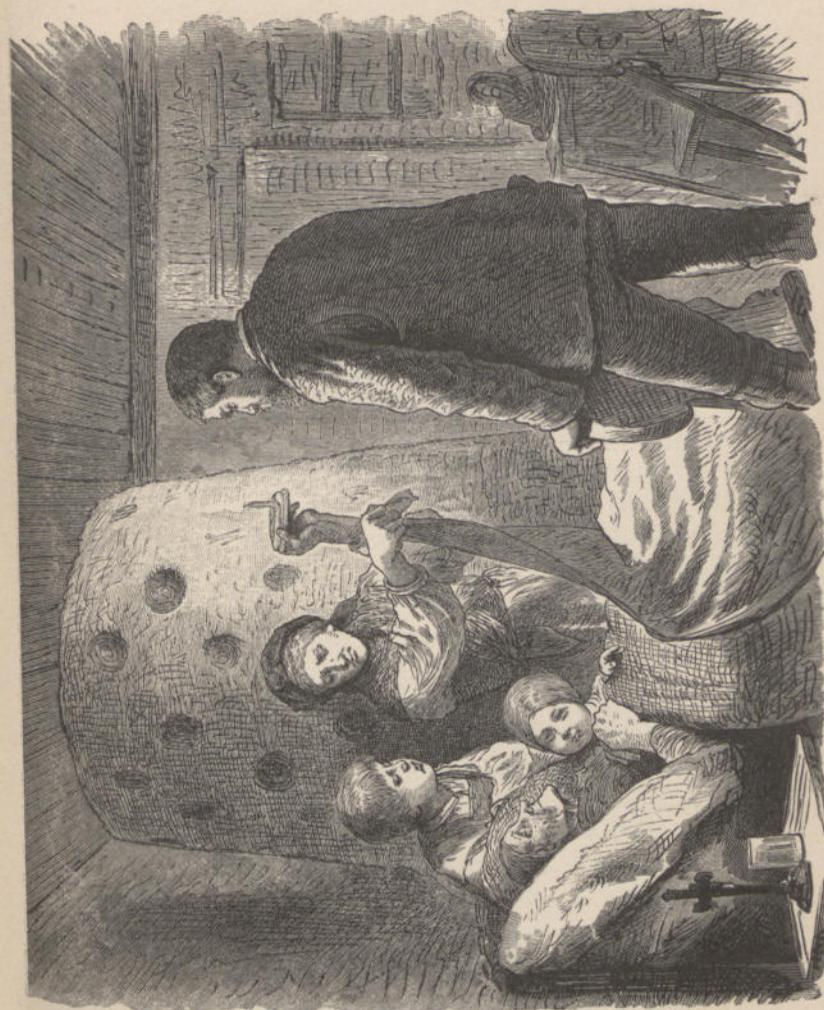
Aber draußen um die Hütte herrschte ein fürchterlicher Sturm, ähnlich dem in seinem Herzen. Das mächtige Raufchen der Tannen, das heftige Tosen an den Pfählen und Wänden der schuglosen Hütte drang schauerlich an ein ungewohntes Ohr.

Aber Waberl hörte von alldem nichts. „Gelt, guter Herr,“ sagte sie, als sie die Erregung des Fremden gemerkt hatte, „gelt? Mein lieber Gott, er hat sie noch so gesund und wohlauf verlassen und im Fortgehen noch gesagt: Werdet mir nit älter derweil, Mutterl, und bleibt allaweil, allaweil lustig! — Und jetzt ist's so. Nein, der wird aber hausen (jammern).“

Hansl war auf dem Stuhl eingeschlafen und Waberl brachte die Kinder ins Bett.

Der Fremde kauerte im Winkel hinter dem Ofen und horchte dem nächtlichen Sturm.

Die Fenster waren verweht und verfroren. Waberl hat den Mann, daß er schlafen gehe und nicht etwa auch noch krank werde, er sehe so unwohl aus. Aber der Fremde zitterte und sagte, daß er doch nicht schlafen könne und er werde sich schon so ausruhen.



Nach Mitternacht ließ der Sturm nach und man hörte ihn nur mehr von der Ferne wie ein dumpfes Nachdonnern nach einem Gewitter.

Dem Manne waren endlich die Augen zugefallen, aber Waberl saß bei der Leiche und betete. Die Lieder waren ihr schwer — sie verlor sich und träumte unzusammenhängende Bilder aus heiteren Zeiten. Da hörte sie aus Fernem gleichmäßige Schritte, die immer näher und näher kamen. Waberl fuhr plötzlich auf. Sie hörte nichts sonst, als das Ticken der Uhr.

Das Weib blickte auf die schlummernden Kleinen und drückte auf die blühenden Wangen einen Kuß, in welchem alle Freude und aller Schmerz des Mutterherzens aufgelöst war.

Der Fremde mußte schwere Träume haben, er war sehr unruhig und seufzte. Waberl war besorgt um ihn und dachte bei sich, wie es doch gut sei, daß er gekommen. Er war ihr ein Trost in diesen Schrecknissen, die sie allein wohl kaum zu ertragen vermeint. War es wer immer, er werde das ja endlich wohl sagen, er sei nun Hausfreund und müsse helfen, helfen, bis Mirtl da und alles wieder besser wäre.

Es mußten dicke Wolken am Himmel hangen, es wollte in solchem Wetter nicht recht Tag werden.

Der fremde Mann erwachte auf seiner Bank, rieb sich die Augen und entsann sich seiner Lage. „Will denn diese Nacht kein Ende nehmen?“ murmelte er auffpringend und auf seine Uhr sehend. Sie mußte von der Nässe gelitten haben und stand. Die Wanduhr zeigte im düsteren Schimmer des Wachlichtes die achte Morgenstunde.

Waberl, die an der Wand herum gegangen war und die Fenster geprüft hatte, rang sprachlos die Hände.

„Was habt Ihr denn schon wieder?“ fuhr sie der Fremde an, „ob's nicht licht wird in diesem elenden Loch, frag' ich Euch!“

Da wandte das trostlose Weib auf ihn zu: „Fluchet nit, wir sind verschneit und verweht.“

„Verschneit? Was habt Ihr da gesagt! verschneit und verweht?“

Er ramte wie wahnsinnig zu den Fenstern und raufte sich die Haare aus. Verschneit und verweht! abgeschlossen von aller Menschenhilfe, gehüllt in ewige Nacht — lebendig begraben — verhungern — zerschmettert, wenn das Dach seiner unberechenbaren Last weicht und einstürzt. Verschneit und verweht! —

Und es blieb Nacht in der Hütte.

Der Fremde hatte sich ausgetobt. Jetzt saß er am kleinen Tisch und starrte sprachlos in die Flamme des Kienspans. Waberl mußte ihn trösten. Sie sagte, daß man durch den Rauchfang Tag schimmern sehe, und daß Wirtl schon kommen werde, um sie Alle zu erretten.

Da lachte der Mann auf. Es war fürchterlich, wie er auflachte und das Weib und die Kinder erschreckte. „Heute noch nicht,“ murmelte er dann.

Nun machten sie Versuche, ob denn nirgends ein Ausweg. Sie öffneten die Thür; eine Schneemasse stürzte in das Haus, aber es blieb dunkel über derselben. Sie mußten tief liegen. — Durch den engen, hohen Rauchfang lächelte jetzt heiterer Himmel nieder. Doch da hinaus zu kommen, war unmöglich. Alles Rathen und Anstrengen vergebens.

Die Kinder hatten zuerst ihren Spaß, daß es heute finster bleibe; sie löschten in der Küche den Span aus und spielten „blinde Kuh“. Als aber die Mutter sagte, daß sie

beten sollten zum lieben Gott um Hilfe und Errettung, da wurden sie denn doch ein wenig traurig.

Waberl war ein starkes Weib und hatte sich Fassung errungen. Sie ordnete alles neu an und dachte nach, wie es jetzt werden müsse. Lebensmittel waren im Hause, sie müsse nur sehr sparsam damit umgehen. Die Ziegen geben ja täglich Milch und wenn's darauf ankäme, auf einige Wochen Fleisch. Brennholz lag im Vorhaus und wenn dieses verbraucht, wolle sie die Wand zwischen Stall und Futterkammer angreifen. Und endlich müsse doch ihr Mann und Hilfe vom Dorfe kommen.

Vor Allem beschloß Waberl, die Leiche der Großmutter mit Hilfe des Fremden auf den Vorboden zu schaffen, denn der Geruch in der Stube sei ungesund.

Nach alldem schmeckte bei Tisch die Erdäpfelsuppe recht gut, aber der Fremde aß nichts, sondern versuchte nur einmal aus seiner Pfeife, welche reich und zierlich beschlagen war, zu rauchen. Dabei hing er seinen Gedanken nach. — Wird er wohl kommen? Nein, vor mehreren Tagen gewiß nicht. O Hohn des Schicksals! das ist zu viel! Laß' mich doch nicht so elendiglich verderben. — Wird man mich nicht suchen? Ja, Hunderte werden es, aber sie werden mich in diesem Schneegrabe nicht finden.

Den zweiten Tag war der Fremde heiterer, spielte mit den Kindern und sagte, sie sollten ihn den Wetter Franz nennen; zu Hansl sagte er besonders, er werde noch sein Firmpathe werden.

Waberl versicherte er, daß Wirtl in einigen Tagen ganz gewiß kommen werde und sie möge derweil nur auf das Feuer Acht geben und wohl nachsehen, daß das Wachlicht am Vorboden nicht Schaden thue.

Der Mann aß nun auch, wenn gleich wenig, von der Milchsuppe und den Kartoffeln und trank zu Durst mit den Anderen Wasser von aufgelöstem Schnee. Dabei lächelte er wehmüthig und sagte, die Kinder streichelnd, sie würden mit-sammen schon noch einmal was Anderes bekommen. Fluchen hörte man ihn nicht mehr.

So ging wieder ein Tag dahin und die Bewohner der Hütte gewannen den „Bettel Franz“ recht lieb. Er wußte Geschichten zu erzählen und wie es draußen in der Welt und bei den reichen Menschen zugehe. Er zeigte ihnen seine Sackuhr und sagte, daß das, woraus das Gehäuse gemacht, Gold wäre. Sein Gewehr mußte er ihnen auch zeigen und erklären, und er fragte, ob denn der Vater keines habe. Die Kinder sagten nein, aber Waberl erzählte, daß Wirtl wohl einmal eines gehabt habe, als noch Wölfe im Gebirge waren und böse Leute in der Gegend herumstrichen. Da sei aber der herrschaftliche Förster gekommen und der habe es mit fortgetragen, weil Unsererins, der mit der Jagd nichts zu thun, kein Gewehr haben dürfe.

„Aber es giebt ja eine solche Unmasse von Wild in diesen Bergen herum; Euer Mann wird doch die Gelegenheit so dann und wann benutzen?“ fragte der „Bettel“.

„Ach, was Euch nit einfällt. Ungerechtes Gut thut kein gut, und erlaubt ist's einmal nit. So lang' der Wirtl arbeiten kann, werden wir schon so auch was haben!“

Der Fremde sah dem Span zu, dessen Kohle sich so merkwürdig ringelte. Hansl war noch im Anschauen und Untersuchen der Uhr begriffen und fragte, „ob's denn mehr solche Sachen in der Welt gäbe?“

„Bei allen reichen Leuten, mein Kind,“ gab der Mann lächelnd über diese junge Einfalt zur Antwort.

„Ei, so sag' mir einmal, Bettel Franz, wie wird man denn ein reicher Mann?“

Was sollte der Fremde wohl darauf antworten? Aber Zulerl that's für ihn. „Ein reicher Mann, Hansl?“ meinte sie, „wenn man ein Schloß nimmt und braucht die armen Leut' zum Roboten, wie der Baron unseren Vater.“

Der „Bettel“ war ernst und nahm die Kinder auf seinen Schoß. Er küßte sie und that im Herzen ein heiliges Gelöbniß.

Seitdem es Nacht in der Hütte war, hatte der Zeiger der Wanduhr zehnmal seine Runde gemacht. Der „Bettel“ hatte das durch Kohlenstrichlein angemerkte. Das Stückchen Himmel, das durch den Rauchfang hereinlugte, war trüb, so trüb, wie die Gemüther der Hüttenbewohner, deren letzte Hoffnung im Erlöschen war. Aber sie waren ruhig und ergeben. Nur der „Bettel“ war wieder einmal wie rasend, er müsse fort, er könne hier nicht umkommen.

Und am sechsten Tag, als der Himmel wieder blau durch den Rauchfang blickte, wurde es anders.

Waberl hatte es zuerst gehört und athemlos in der Stube verkündet. Dann waren sie alle ins Vorhaus gelaufen und hatten es wieder gehört. Dann wurde der Schnee vor der offenen Thür, der früher undurchsichtig war wie die Wand, grau und licht und lebendig, eine Gestalt brach aus demselben hervor und im rosigen Tag stand Er da und fiel seinem Weibe um den Hals. — — — Der Kienspan war darauf verloschen.

Es war ein freudiges Tagen in der Hütte und im Menschenherzen — bis Wirtl's Blick bang suchend umherzu-irren begann. — Oben im Vorboden lag sie und vom Wachsstock brannte das letzte Stümpfchen. — Todt schon seit acht Tagen.

Der Holzknecht kniete an der Bahre und hielt die harte, kalte Hand fest umfaßt und starrte lange, lange in das weiße Antlitz: „Mutterl! hab' Euch so lieb gehabt, und jetzt seid's mir gestorben!“

Und wie der holde Tag durch die Thür strahlte, und das harte Weh im Herzen sich aufgelöst hatte in warme Thränen, gedachte Waberl auch des Fremden. Der stand im Winkel hinter dem Herd und verdeckte sein Gesicht mit der Hand.

Als ihn der Wirtl sah und wieder ansah und sich die Augen rieb, hat sich das ereignet, was im Schlosse draußen noch heute durch ein großes Gemälde dargestellt wird.

— Im Gemälde kniet der reiche und hoheble Baron Franz von Scharfenthal vor einem braunen, bärtigen Holzknecht und umfaßt dessen Knie und blickt flehend auf ins rauhe, treue Gesicht.

So hat es der Künstler dargestellt.

Auf der Rückseite des Gemäldes ist ein Fach und in demselben liegt die Urkunde. Sie lautet:

„Im Jahre des Heiles, als der strenge Winter war, hat sich der Freiherr Franz von Scharfenthal auf der Jagd verirrt und sechs Tage und sechs Nächte in einer Holzknechtshütte des Hochgebirges bei einer armen Familie, mit welcher er förmlich eingeschneit wurde, zugebracht. Er wäre all dort Todes gestorben, wenn nicht noch zu rechter Zeit der Vater der Familie und Besitzer der Hütte, vulgo Holzknecht-Wirtl, den der Baron einige Tage früher, als dies geschehen, wegen Wildfrevels auf zehn Tage einsperren ließ, von seiner Haft frei geworden wäre und mit vielen anderen Gebirgsleuten die Bewohner der Hütte gerettet hätte. Der Wildfrevel des Holzknechtes bestand darin, daß er mit einem Axt einen



(Zu Seite 28.)

Hafen erschlug, welchen er seiner Familie zum Sonntagsbraten bringen wollte."

So hatte es der Baron aufschreiben lassen und das ist die Geschichte von dem Holzknechtshaus.

Draußen im schönen Thal, wo auf einem Hügel das prächtige Schloß steht, liegt zwischen wohlbearbeiteten und fruchtbaren Feldern ein stattlicher Bauernhof und viele Knechte und Mägde schaffen in und um denselben. Der Bauer trägt einen tüchtigen Schnurrbart und arbeitet wacker mit, obwohl er's nicht noth hätte. Wenn er Abends heimkommt, halst der alte Hallodri sein Weib und sagt: „Waberl, Du Herztansige, grüß' Dich Gott!“

Den Bauernhof hat der Baron dem Wirtl geschenkt und dieser braucht keine Robot mehr zu entrichten. Zulerl, die Tochter, hat vor einem Jahre einen Gutsbesitzer geheiratet und Hans ist in Wien an der Universität. Er wird Doctor.

Für den Hof daheim sind schon noch Jüngere.

Der Baron hat viele graue Haare. Man sagt, er habe die ersten vom Holzknechtshäufel mitgebracht. Er ist auch sonst seit jenem Ereignisse ganz anders geworden. Wenn er irgendwo eine arme Familie weiß, so hilft er und erkundet sich, wie tief um ihre Hütte im Winter der Schnee liege. Und wenn er am Sonntagmorgen bei den Seinen, die ihn verehren, auf dem Söller steht, und den Wirtl und seine Gattin und Kinder festlich gekleidet mit den zwei Hengsten thaleinwärts fahren sieht, so lächelt er.

Wo fahren sie hin?

D'in im Gebirg ist ein Dorf und eine Kirche und ein kleiner Gottesacker dabei, dort halten sie und pflanzen Blumen auf ein Grab, und geben einem alten mühseligen Weiblein Geld, damit es dieselben ferner pflege. Dann setzt sich Wirtl

mit den Seinen wieder auf das Gefährte und läßt's weiter gehen — tiefer hinein in das Hochgebirge. Der Weg ist holperig und neben demselben rauscht und schäumt der Wildbach. Endlich kommen sie in ein enges Thal, wo das Wasser ruhig durch eine kleine Wiese läuft und zwischen den Tannen ein Stück graues Gemäuer steht.

Auf dem Gemäuer wächst wunderschöner blauer Enzian und anderes Kraut. Davon pflückt sich der Mirtl ab und nimmt mit ins große Thal hinaus. Es soll gut sein für allerlei Gemüthszustände; auch der Baron Franz von Scharfenthal braucht davon. Er erinnert sich dabei an mancherlei und nicht zum Schaden der Armen und Verlassenen.



## Der Vögelfanger-Dackel

oder die Geschichte eines Waisenknaben.



in armer, häßlicher Junge war er. Sein Vater starb im Gefängniß; seine Mutter fand man todt im See. Sein Bruder, seine Schwester, sein Freund? — Er hatte keinen Bruder, keine Schwester, keinen Freund. Er hatte nichts, als eine Heerde Schafe, die er weiden mußte, und einen Bauer, der ihn schlug. Er wußte aber gar nicht, daß er auch sonst noch etwas haben konnte, und er wußte nicht, daß es anders sein könnte, als es war.

Man nannte ihn den Zackerl.

Wolfe gger, Aus dem Walze. 3. Aufl.

In seiner Heerde war ein schwarzes Lamm, das hatte er lieb und für das pflückte er Klee auf dem Stoppelfeld und reichte ihm diesen auf flacher Hand und sagte: „Seh', Du schwarzes Lämmlein, den Klee da pflück' ich für Dich, daß Du Dir das Schnäuzchen nicht zerstechest auf dem Stoppelfeld.“ Und das schwarze Lämmlein leckte die Blätter aus der Hand und sah mit guten treuen Augen den Jackerl an.

Aber als das Lämmlein größer war, da sonderte es der Bauer aus der Heerde und verkaufte es.

Darauf sagte der Knabe zu seiner Heerde: „Was soll ich Euch lieb haben, Ihr Schafe, wenn Euch der Bauer verkauft?“

Und da fangen im Walde Vöglein viel, und sie flogen über die Heide, und sie setzten sich auf Steine, und sie hüpfen in die Sträucher, und sie fangen. Die Vöglein waren flink und wunderfarbig; sie hatten Flügel, sie konnten emporfliegen ins Himmelreich, und sie blieben doch im Wald und auf der Heide. Und die Vöglein konnte der Bauer nicht verkaufen.

Da pflückte der Knabe Haselnüsse und zerbiß die Schalen und hielt die Körner hin auf flacher Hand und sagte: „Seh', Du kleiner Vogel, das Körnlein schäl' ich für Dich, daß Du Dir das Schnäblein nicht verhachest an der Schale.“ Und das Vöglein pickte die Körner aus der Hand und sah mit guten treuen Augen den Jackerl an.

Da kam der Spätherbst und der Knabe sah keinen Vogel mehr, nur dürre Blätter flogen in der Luft und hüpfen auf die Steine und hüpfen in die Gesträucher und raschelten.

Da war der Jackerl traurig.  
Im Winter arbeitete er im Hofe, hakte Nester, schnitt Stroh, legte den Schafen Streu in den Stall und fütterte

sie. Er war ja doch so klein nicht mehr. Er ruhte, wenn die Anderen ruhten, und aß, wenn die Anderen aßen, zuletzt wollte er auch lachen, wenn die Anderen lachten, aber da hieß es: „Was hast denn Du zu lachen, Rothkopf? Thu' Dir lieber Deine Kuckucksaugen von den Backen!“

Und der Jackerl ließ das Lachen.

Da ging täglich Morgens, wenn der Jackerl Nester hakte, ein Mädchen am Hofe vorüber. Es kam vom Almhäusl herab und ging zum Dorfe hinaus in die Schule.

Und da war einmal über Nacht gar viel Schnee gefallen, so daß im Hof statt der Hofblöcke und statt des Aststockes hohe, weiße Hauben emporragten. Nun stand der Jackerl da und wollte heute nicht angreifen; er blickte immer in die Gegend hinaus, so weit er im Schneefeld sehen konnte. Endlich suchte er einen Stock und watete damit in den Schnee und aufwärts gegen das Almhäusl. Die Almhäuslerin war seine Pathin, und das Kind, welches täglich in die Schule gehen mußte, war ihre Tochter. An diese dachte Jackerl, als er durch den Schnee watete. Endlich kam ihm das Mädchen entgegen; es war dicht in Tücher gewickelt, die Händchen hatte es in den großen Pelzhandschuhen der Mutter; vom Gesichte sah Jackerl nichts als das rothe Näschen. „Seh', Suserl,“ sagte der Knabe, „ich hab' Dir da einen Pfad getreten, damit Du nicht stecken bleibst im Schnee!“

Als Jackerl darauf aber wieder in den Hof zurückkam, nahm ihn der Bauer bei den Ohren, schüttelte ihn und sagte: „Wo gehst denn herum? Willst so ein Landstreicher werden? Wirft es auch so weit bringen, wie Dein Vater!“

Das Schütteln hatte der Junge geduldig ertragen, aber die letzten Worte fuhren ihm wie ein Messerstich in das Herz. „Wie mein Vater?“ entgegnete er, „wie weit hat's mein

Vater gebracht? Bis zum Ameisengräber, aber mein Vater war gut, das hat mir meine Mutter oft gesagt.“

„Sei still, Du magst reden, wenn die Rag' den Psalter singt. Und jetzt marsch an Deine Arbeit!“ Der Bauer ging davon.

Und der Zackerl wußte nicht, daß sein Vater im Gefängnisse gestorben war.

Als wieder der Sommer kam, durfte der Junge nicht mehr die Schafe hüten, der Bauer schickte ihn auf die Almen, um die Kinder zu führen und zu weiden. Da kamen wieder die Vögel und fraßen ihm aus der Hand und sangen. Und der Zackerl sang auch, und er sang von der Morgenröthe an bis zur Abenddämmerung. Und so sprach er mit seinen gefiederten Freunden.

Raben und Geier waren wohl auch im Walde und diese waren die Feinde der kleinen Vöglein; darum stellte der Junge Vorrichtungen auf die Bäume und an die Felsen, um die Raubthiere zu fangen und zu vernichten. Der Förster ließ dafür dem Jungen dann und wann ein Geldstück zukommen, aber die Bauernbursche, die ihn kannten, hießen ihn spottend den „Vögelfanger-Zackerl!“

Im Herbst, als der Zackerl die ihm anvertrauten Kinder wieder wohlbehalten in das Thal trieb, war die Dorfkirchweih. Der Bauer war zufrieden mit dem Jungen, ließ ihm Hirschlederhosen und hohe Bundschuhe machen, und sagte: „Zackerl, Du bist jetzt schon bald ein erwachsener Bursche, wenn Du willst, so kannst Du auf die Kirchweih gehen.“

Im Dorfwirthshause war Musik, dahin ging nun der Bursche und sah dem Tanze zu. Die Leute sprachen nicht mit ihm, oder sie nannten ihn den Vögelfanger-Zackerl, und in

der Nähe von ihm wollte Niemand sein; man ließ ihn allein stehen in der Ecke.

— Und wenn Du schon bald ein erwachsener Bursche bist, warum solltest Du nicht auch tanzen, Du hast ja Hirschlederhosen und hohe Bundschuhe! — So dachte der Zackerl bei sich und ging in eine andere Ecke der Stube.

In dieser anderen Ecke stand das Mädchen vom Almhäusel, die Suserl. Sie war kein Schulkind mehr, sie stand sehr sittsam da und am Wieder trug sie rothe Bänder.

„Seh', Suserl“, sagte der Junge zum Mädchen, „ich will mit Dir einen Tanz machen, daß wir nicht so allein dastehen im Winkel.“

„Da hab' ich gar nichts dagegen,“ antwortete die Suserl.

Aber da kam ein übermüthiger Bursche herbeigeeilt: „Was, Mäd'l, Du gingst mit dem Vögelfanger-Zackerl?“

Und andere Burschen kamen und riefen: „Zackerl, darf man Dir nicht Deinen Almrausch (Alpenrosen) vom Kopfrupfen?“

„Wem meine rothen Haare nicht recht sind, der mag mir aus dem Wege gehen,“ entgegnete der Junge, „ich will jetzt mit diesem Mädchen tanzen!“

„Tanz' Du mit Deinen Späzen und Gimpeln!“ schrie Einer und flog mit der Suserl durch den Tanzboden.

Und ein Anderer sang:

„Vöglfonga-Jockl  
Wockel mitn Schädl,  
Wern mar auf die Nos'  
A Bretl auffi nogln,  
Obareissn thoan ma's nit!“

Da lachte Alles und das Liedchen wurde wieder gesungen.

Der Jackerl stellte sich in die Ecke und wartete ruhig, bis die Musik aufhörte; dann ging er nochmals zum Mädchen und sagte: „Willst mit mir tanzen?“

„Ei, geh', tanz' mit ihm,“ spottete ein Anderer, „er glockt Dich mit seinen Duzend Kuckucksaugen ja so verliebt an!“

„Was schimpfst Du mich denn? meine Muttermale und Sommerproffen werden Dich doch wohl nicht jucken; bist ein grober Mensch!“

„Wer ist ein grober Mensch? Was will der Bögelfanger da? Jackerl, wir verschenken Dich!“ So riefen Viele durcheinander und sie nahmen den Jungen und trugen ihn auf die Straße und lachten.

Da war der Jackerl unsäglich betrübt. Und er konnte heute auch nicht singen. Sie haben ihm die Suserl weggenommen, sie haben ihn verstoßen. „Ich thu' Euch was an!“ preßte er zwischen die Zähne und ballte die Fäuste. Dann ging er neben dem Hause auf und ab bis in die Nacht, und dachte, einmal müßte die Suserl ja herauskommen. Aber ein Knecht, der ihn bemerkt hatte, schrie: „Bub, was schleichst Du so ums Haus? was suchst? Willst auch so Einer werden wie Dein Vater?“

Dieses Wort trieb den Jungen von dannen. Er ging zum Pfarrhof und riß an dem Glockenstrick und schrie: „Es will wer sterben!“

Und als er vor dem Pfarrer stand, sagte er: „Meines Vaters Ehre will sterben; erzähl mir, wie ist's mit meinem Vater gewesen?“

Und nun mußte er's wohl hören. Sein Vater war ein Dieb gewesen.

„Bei Deiner Taufe war's, Jackerl. Weil Dein Vater arm war, so lieh er für diese Feierlichkeit vom Wipfelmeier

einen Sonntagsrock aus. Aber wie die Taufe vorüber und er den Rock seinem Eigenthümer wieder zurückgibt, fährt dieser sogleich mit der Hand in alle Säck, faßt dann Deinen Vater am Arm und sagt ganz heiser: „Ameisgraber Franz! ich hab' mein Ochjengeld im Rock vergessen; jetzt wo ist es?“ — Da wird Dein Vater bleich — weiß nichts vom Ochjengeld; 's ist eine bedeutende Summe, und Dein Vater wird in den Arrest geführt. Gestanden hat er's nicht, man hat sogar gezweifelt an seiner Schuld, denn man hatte ihn gekannt als einen ehrlichen Mann. Aber das Geld ist nicht mehr zum Vorschein gekommen. Dein Vater starb bald im Gefängniß und Deine Mutter ging gleich darauf ins Wasser. — Nun weiß Du's, Junge; sei brav und laß' zur Nachtzeit ein andermal die Leute in Ruh'!“

Ja, Jackerl, nun weißt Du's.

Der Junge ging in den Bauernhof und schlief in derselben Nacht noch einmal in seinem Bette.

Am andern Tag früh Morgens trat er zum Bauer und sagte: „Müßt mir nichts für ungut haben, daß ich jetzt Euren Hof verlasse; ich gehe fort, wohin, daß weiß ich selbst noch nicht. Aber ich geh' mit gutem Muth und fasse das Leben von einer anderen Seite an. Der Name meines Vaters ist entehrt, mich haben gestern die Burschen beschimpft und sie haben mir das Mädchen entrißen, mit dem ich hab' tanzen wollen. Aus alldem wird für mich ein neues Leben. Ich habe mir drei Dinge vorgenommen. Erstens will ich die Ehre meines Vaters retten; zweitens will ich ein Mann werden, vor dem die rohen Burschen hier ihre Hüte abziehen; drittens will ich Suserl, das Almhänselmädchen, zum Weibe nehmen. Darum gehe ich jetzt fort; werd' Euch schon heimsuchen, wenn ich wieder in die Gegend

komm'. Ich dank' Euch für alles, Bauer, und habt mir nichts für ungut!"

Das war für den Bauer wunderbar zu hören, aber er sagte kurz: „Wenn Du willst, so magst gehen; angebunden bist Du nicht bei mir.“

Und der Jackerl nahm sein Bündelchen und ging.

Zuerst ging er hinauf zum Almhäusel und sagte zu dem Mädchen:

„Suserl, hast mich lieb?“

„Freilich!“ antwortete das Mädchen, schalkhaft lächelnd.

„Dann leb' wohl. Ich gehe in die Fremde, um mir Ehre und Würde zu erwerben. Nach Jahren komme ich wieder zurück und nehme Dich zum Weib.“

Er ging, Suserl sah ihm nach.

Er nahm den Weg gegen die Hauptstadt und sang unterwegs mit den Bögeln. Es war ihm wohl. Er kam mit vielen Menschen zusammen, aber keiner spottete seiner röthlichen Haare und seiner Sommersprossen und Muttermale; im Gegentheile, sie lobten seinen schönen, kräftigen Körperbau und seine frischen, freundlichen Augen.

Ein Herr, mit dem er unterwegs zusammen traf, nahm ihn als Bedienten.

Bald aber sagte der Herr zu seinem Diener: „Höre, Jakob!“

Der Jackerl horchte, denn er hatte gar nicht gewußt, daß er Jakob heiße, sie hatten ihn immer Jackerl genannt.

„Höre, Jakob, zum Bedienten bist Du nicht gemacht; Du mußt in eine Lehranstalt und lernen, oder Du mußt unter die Soldaten.“

Unter die Soldaten wollte er nicht, aber lernen wollte er; und so kam er durch die Verwendung seines Herrn in eine Bildungsanstalt.

Das war ein reiches Leben! Jakob faßte die Dinge der Welt in seinen Verstand und die Menschen in sein Herz. Kümmerlich brachte er die Jahre durch, aber er war froh; er freute sich an Wissenschaft und Kunst, so reichlich und sorglich gepflegt in der Großstadt.

Vor Allem aber erfreute er sich an der Natur und er ging sehr gerne allein hinaus in das Bergland und sang mit den Bögeln.

Jakob hatte Gönner gefunden und war so weit gekommen, daß er die Prüfungen über die Rechtswissenschaften machen wollte.

Aber als er sie machte, fiel er durch.

Er war zu oft im Bergland, er hatte zu viel gesungen mit den Bögeln.

Seine Gönner zogen sich zurück, sein Muth war gebrochen. Er hatte sein neues Leben so trefflich begonnen, er hatte seine drei Ziele so lebhaft vor Augen gehabt; nun war er bereits Mann und hatte noch nichts erreicht.

Sein Schmerz war groß, aber er ging hinaus und sang.

Und im Singen kam ihm ein kühner wunderlicher Gedanke. — Jakob, die Wissenschaft liebt Dich nicht, vielleicht liebt Dich die Kunst. Deine Stimme giebt einen vollen, reinen Klang; geh' hin auf die Bretter und singe! — Nein, thue es nicht, der Sang ist Dein eigen, Dein Höchstes, wie dem Vogel der seine, behalte ihn für Dich — verkaufe nicht das Gut Deines Herzens! — Thue es aber doch, Jakob, Dein Sang hat oft in Deiner Seele das Leid eingelullt und die Freude geweckt, hat Dich gestählt zum Ertragen und Schaffen, hat die Lieb' in Dir genährt; vielleicht vermag er das auch Anderen.

Und Jakob ging in das Musikhaus, legte vor Sachverständigen eine Probe ab, lernte, übte sich und legte wieder eine Probe ab, und die Sachverständigen staunten und hörten ihm mit Wohlgefallen zu.

Und nach einiger Zeit betrat Jakob die Bretter.

Die Männer, als sie ihn sahen, sagten: „Das ist eine edle Erscheinung,“ und die Frauen lispelten: „Das ist ein schöner, junger Mann!“

Als er aber sang, da schwiegen sie, und als er sein erstes Stück zu Ende gesungen hatte, da schwiegen sie immer noch. Aber Einige lispelten zu einander und schüttelten die Köpfe.

Jakob trat zum zweitenmal auf die Bühne. Während der Scene dachte er, wie er nun singe für sein Brot und für sein Leben, und ob so die Ehre seines Vaters gerettet, ob so die ihm von jenen Bauernburschen angethane Schmach gerächt, ob er auf diesem Wege einst Suschen heimführen werde. Und er sang, klagend sang er sein Herz aus in gewaltigen Tönen. Aber noch ehe er zu Ende gesungen hatte, begann ein Theil des Publicums zu applaudiren, ein anderer zu pfeifen und zu zischen, und endlich piff und zischte Alles, und der Regisseur kam und führte den Jakob hinter die Couliissen.

Er hatte gesungen, wie der Vogel im Wald — ohne Takt und Noten.

Bleich und verstört ging er aus dem Schauspielhause fort. Sein Einziges und Letztes war nun: Unter die Soldaten.

Als Jakob durch entlegene Gassen der Kaserne zuing, hörte er in dem Gebüsch eines Gartens den sprudelnden Gesang einer Amsel. Das war ihm wie ein Gruß aus stillen, glücklichen Zeiten. Er lehnte sich an den Zaun und starrte in den Garten. Der Garten war nicht zu klein und war günstig

gelegen, aber auf den Beeten wucherte Unkraut und im Gehecke wuchsen wilde Rosen.

Eine bleiche Frau schritt durch den Garten, sie trug einen Säugling im Arm und hinter ihr johlte eine Schaar kleiner Knaben und Mädchen einher, und diese balgten sich im Unkraut und brachen Rosen, und zogen weiße Rüben aus und verzehrten sie.

„Guten Morgen, Frau!“ rief Jakob über den Zaun hinein, „warum pflegt Ihr Euren Garten nicht?“

„Weil ich meine Kinder pflegen muß und weil ich krank bin,“ antwortete das Weib.

„Und warum pflegt Euer Mann den Garten nicht?“

„Weil er todt ist.“

„Und warum stehen Euch Euer Freunde nicht bei?“

Da weinte das Weib.

Jakob aber ging in den Garten, faßte die abgekehrte Hand der kranken Frau und sagte: „Ich bin ehrlich und kräftig; ich wollte unter die Soldaten. Jetzt aber will ich's nicht mehr. Ich will bei Euch bleiben, will den Garten bauen, will Euch und Euer Kinder schützen und nähren. Ist Euch's recht?“

Und das Weib weinte wieder und die Amsel sang heiter im Gebüsch.

Jakob blieb und baute den Garten und schützte und nährte die arme Familie.

So verging eine lange Zeit. Die Kleinen nannten ihn Vater, die Frau aber hieß ihn immer den Onkel Jakob. Sie wurde nie mehr ganz gesund; sie sah nur noch, wie Jakob ihre Kinder erzog und ihnen unter den Menschen würdige Stellungen verschaffte, dann starb sie. Ihr ältester Sohn war bestimmt für die kleine Wirthschaft und den Garten. Der

Garten war im besten Stande und hatte einen Ruf in der ganzen Stadt.

Jakob hatte sich anfangs in die Gärtnerei leicht hineingefunden; er verkaufte die schönsten Blumen und die edelsten Früchte. Die Leute suchten ihn selbst auf und stritten sich um seine Pflanzen. Zuerst kam das Bürgerthum, dann der Adel, endlich ließ sich gar der Fürst holen von Jakobs Blumen und Früchten.

Am Hofe wurde aber nicht allein von diesen trefflichen Gartenfrüchten, sondern auch von dem Gärtner gesprochen. Der Gärtner sei ein gar schöner Mann, gebildet, bescheiden und wohlthätig; wunderbar sei seine Stimme, wenn er singe; er singe aber nur, wenn er einsam arbeite in seiner Gärtnerei.

So wurde gesprochen.

Da begab sich einst eine vornehme Gesellschaft in die entlegene Gasse, um den Gärtner zu belauschen; und sie hörten ihn singen.

Kurze Zeit hernach erhielt Jakob eine Einladung zu einer Hofstafel. Er zog seine besten Kleider an und begab sich dahin; die Herren waren herablassend gegen ihn, die Damen waren liebenswürdig und lächelten ihm zu, und als die Mahlzeit ihrem Ende nahte, baten Alle, daß er singe.

Er aber antwortete: „Ich kann nicht singen.“

Als Jakob die Gesellschaft grüßte und sich zum Fortgehen anschickte, trat der Hofmeister zu ihm und sagte: „Sie sind ein wackerer Mann und verstehen Ihre Sache; von heute an sind Sie Hofgärtner.“

Jakob dankte und ging seines Weges. Er war Hofgärtner, aber er lebte wie zuvor und er sang im Garten.

Da ließ sich eines Tages eine schöne, reiche Dame bei ihm melden. Sie wollte keine Blumen und keine Früchte; sie

bot ihm eine Summe Geldes, wenn er einmal in ihr Haus käme und sie mit jenen Liedern unterhalte, die er singe im Garten.

Er aber antwortete: „Ich kann nicht singen.“

Hierauf ging er stundenlang durch den Garten und er arbeitete nicht und er sang nicht, er sagte nur zu sich selbst: „Jakob, nun ist es Zeit, nun mußt Du umkehren.“

Dann nahm er Abschied von denen, die ihn Vater nannten und die ihn dankbar verehrten, und mit einem mäßigen Vermögen, das er sich persönlich erworben hatte, zog er von dannen.

Er zog gegen das Gebirge, er sang wieder, er war heiter im Herzen.

So kam er in seine Heimat. Das Dorf stand noch da; im Wirthshause klang eine Tanzmusik.

Jakob ging vorbei. Er kam an den Bauernhof, wo er einst die Schafe und die Rinder weidete; er ging vorbei. Er ging hinauf zum Almhäusel.

Noch unterwegs frug er ein Weiblein: „Wie geht's im Almhäusel zu?“

„Mein, ihr fragt dem Almhäusel nach,“ antwortete das Weiblein, „da ist das Elend daheim. Seid Ihr ein Verwandter von der Almhäuslerin? Wißt Ihr die Geschichte von dem Ochsengeld des Wipfelmeier und von dem Ameisgraber-Franz? Oh, 's ist schon gar so lang und seitdem sind über Gottes Himmel viele Wolken gezogen. 's ist auch der Bub, der Jackerl davon. Mein, wenn der noch leben thät, möcht' ihm's wünschen, daß er's wüßt'. Sein Vater, der Ameisgraber-Franz, von dem die Leut' gesagt, daß er bei der Tauf' des Jackerl seinem Nachbar das Geld von zwei Paar Ochsen aus dem Kocke gestohlen, und der im Gefängnisse

gestorben, ist gestorben als ein ehrlicher Mann. Gelt, Herr, Ihr wißt die Geschichte auch? Und Ihr zittert so, seid ermüdet; müßt Euch ein wenig auf den Stein da setzen."

Und die Alte rückte ihm Platz auf dem Steine.

"Ja, als ein ehrlicher Mann ist er gestorben. 's hat geheiß'n, daß er dem Wipfelmeier Geld aus dem Rock gestohlen; aber das war ins Futter hinabgefallen; und jetzt erst, wie sie den alten Rock zertrennen, ist's aufkommen. Die Almhüßlerin, die den Franz gut gekannt hat, ist völlig närrisch worden von wegen der Ungerechtigkeit, und jetzt ist sie gar gestorben. Ihre Tochter, die Suserl, ist nur allein mehr im Almhüßel, sie ist kränklich aus Gram und Sorge, kein Mensch nimmt sich ihrer an."

"Genug, Weib, ich dank' Euch," sagte Jakob, "leidet Ihr Noth?"

"Gar nicht, lieber Herr."

"So nehmt wenigstens dieses kleine Geldstück."

Das Weiblein dankte, Jakob schritt vollends hinan zum Almhüßel.

Susanna spann. Da trat der fremde Mann in das Stüblein, setzte sich auf die Bank, sah umher und sah die Spinnerin an. Dann erhob er sich wieder, ging zu ihr und sagte: „Suschen, hast Du mich noch lieb?“

Sie sah ihn erschrocken an.

"Wenn Du mich noch lieb hast, so grüß' Dich Gott! ich komme von der Fremde und wenn Du willst, so nehme ich Dich zum Weib!"

Jetzt erst erkannte sie ihn, aber sie eilte ihm nicht in die Arme, sie stützte sich auf die Tischcke und schluchzte.

Dann erhob sie sich und rief: „Nein, ich werde nicht Euer Weib, ich kann nicht!“

„Du bist bleich, Susanna!“

„Geht fort von mir, ich bin ein unglückliches Mädchen, eine Bettlerin.“

„Aber ich versteh' zu erwerben und hab' bereits ersparte Sach', Suschen, es ist eine bessere Zeit als einst. Unten im Dorfe ist Tanzmusik; komme mit mir, gehen wir hinab!“

Sie wollte nicht, aber er sagte: „Schließe Dich an mich, ich bin nun Dein Hort für die ganze Lebenszeit.“

Und als die Beiden auf den Tanzboden traten, da verstummte die Musik. Die Männer zogen ihre Hüte vor dem fremden Herrn. Es ging eine Erregung durch die große Tanzstube und die älteren Leute sagten leise zu einander: „Jetzt schaut einmal, das ist der Vögelfanger-Zackerl.“

Jakob ehelichte Susanna, das Mädchen vom Almhüßel. Im Berglande, am Strande eines schönen Sees gründete er sich eine Heimstätte. Die Leuten liebten und verehrten ihn; er sang und auch sein Weib sang, aber bald kamen die Kleinen, die hatten besonders helle Stimmen und schrieten dazwischen. Die Mädchen blieben gerne bei der Mutter zu Hause und lernten außer ihren Schulgegenständen mit Fleiß verschiedene Handarbeiten; die Jungen gingen lieber mit dem Vater auf das Feld oder in den Wald, und er zeigte ihnen alle Vogelnester. Aber sie hoben keines aus, sie ließen die lieben Vöglein frei herumfliegen.

Und als die Kinder schon längst erwachsen und auf eigenen Lebenswegen fortgezogen waren in alle Weiten, und als sie auch die gute Susanna fortgetragen hatten in einem frischen Schrein von Tannenholz, ging der alte Jakob noch immer hinaus hinter die wilden Rosengesträuche der Hagebutten, und lockte die Vögelein herbei und fütterte sie mit Gesäme. In diesen späten Tagen, wo die schneeweißen Haar-

locken über seinen gebeugten Nacken wallten, war Jakob wieder allein, wie dereinst als Hirtenjunge auf der Heide. Nur die lieben, getreuen Vögelein waren ihm geblieben, und dankend für die gastliche Nahrung und Pflege, die ihnen der alte Mann vor seiner Hütte angedeihen ließ, sangen sie ihm die süßen Lieder aus seiner Jugendzeit und von seiner Herzenslieb'.

Die lieben Vögelein waren ihm getreu geblieben über alles hinaus. Aber er nahm keines der holden Thierchen gefangen in seine dämmerige Stube, dazu liebte er sie zu sehr. Ist doch die ganze Welt ein großes Vogelhaus, in welchem die Vögelein daheim sein können und frei. Wie gerne ließ sie der alte Mann frei sein, sie waren ja die fleißigen Wohlthäter des Landmannes, indem sie seine Bäume und Scheunen vor Ungeziefer schützten — sie waren ja die Sänger Gottes, — sie waren ja unseres vereinsamten Mannes einzige Freunde und Freude.

Dennoch aber hieß das Häuschen am See und heißt bis auf den heutigen Tag: „Beim Vögelfanger-Jackerl.“



## Der Waldbrand.

Eine dornengekrönte Geschichte.